

Oft schweifte ich durch Ahr und Hain in mildem Frühlings-Sonnenschein, Ich freute mich des Sommers Bracht Auf Höhen und in Waldesnacht; Trieb mich im Herbst auch allerwegen, Sah jubelnd reicher Fe' der Seen; Sogar bei Winters eif'gem Wehn Mocht' ich daheim nicht müßig steh'n; Und wann ich streifte, wo ich war, Ich fand es schön und wunderbar. Doch schwebt am festigsten die Brust Bei Frühlingsweh'n und Lenzeslust, Ein Sehnen, Hoffen wunderbar, Wie's keine andre Zeit gebat. Natur, in deinem Jugendkleid Bist du im Jahr die schönste Zeit!

Der Friedensengel.

Novellette von Edgar Claffen.

Der letzte Rest der großen Versammlung hatte das Haus des Legationsrates von Postrom verlassen und sich dem Trauerfontaine angegeschlossen. Langsam, unter den Klängen des Chopinschen Trauermarsches, bewegte sich der Zug die Allee hinunter. Mit leuchtenden, warmen Strahlen umgab die Sonne den mit Kränzen überladenen Leidenswagen, als wollte auch sie der bleichen Frau auf dem letzten Wege einen Abschiedsgruß zuwenden.

Im Sterbehaufe war es still geworden. Ueber den eleganten, großen Räumen lag eine düstere, feierliche Ruhe, als ob mit dem Heimgang der Herrin jeder Lebensfunke erloschen wäre. Nur das Kinderzimmer war von dieser Atmosphäre unberührt geblieben. Die vierjährige Nellu hatte ihre Puppen an die Wand gestellt und ihnen eine Strafpredigt gehalten, weil sich einige die Schürzen beschmutzt hatten. Die jungen Damen thaten sehr zertürricht und gelobten Besserung. Nellu gab sich damit zufrieden. Aber nun hoffte sie, endlich von der Gouvernante abgeholt zu werden. Während des ganzen Tages hatte sich niemand um sie gekümmert. Das war ihr so ungewöhnlich, daß sie endlich ihre Ungebuld nicht mehr zu zügeln vermochte und leise die Thüre öffnete. Und da sie auch jetzt noch niemand erblickte, schlich sie behutsam weiter.

Aber da festelte auf einmal etwas ihre ganze Aufmerksamkeit. Im Salon standen große Kerzen in silbernen Leuchtern, auf dem Boden lagen frische Blumen und Blätter umher gestreut, die Möbel waren schwarz verhängt.

Die Blumen waren immer ihre guten Freundinnen, und deshalb setzte sie sich vergnügt unter die zerdrückten, verlassenen Frühlingsständer. Sie sammelte sie in ihren Schoß und begann dann, sie zu einem Sträußchen zusammenzufassen.

„Nellu, wer hat Dir erlaubt, hierher zu kommen?“ „Bitte, bitte, nicht böse sein Fräulein. Die Blumen waren so schön hier — ich will sie der Mama bringen — darf ich?“

Schmeichelnd streckte sie die Händchen empor. „Die Mama ist fort, mein Kind.“ „Weit?“ „Sehr weit.“ „Und wann kommt sie wieder?“ „Ich weiß es nicht — später — es dauert vielleicht lang, sehr lang.“

„Dann müssen Sie die Mama sein, Fräulein. Sie haben mich doch lieb — und ich Sie auch. Und wenn die richtige Mama wiederkommt, werd' ich ihr von Ihnen erzählen und dem Papa auch.“

Baron Postrom war kaum ein Jahr Wittwer, als die Nachricht seiner abermaligen Verlobung in die Gesellschaft hinausflatterte.

Seine vornehme, soziale Stellung legte ihm gesellschaftliche Verpflichtungen auf, deren Erfüllung nicht zu umgehen war. Dem Kinde fehlte die Mutter, dem Hause der richtige Mittelpunkt — der Entschluß des Barons, sich wieder zu vermählen, begehrte allgemeine Billigung.

In einer Reihe rauschender Festlichkeiten kündigte sich der Einzug der jungen Hausfrau an. Ein heller Glanz verdeckte die letzten trüben Reste der abgelaufenen Trauerzeit. Baronin Hertha hatte sofort alles durch ihr ebenso geistreiches wie lebenswürdiges Wesen bezaubert.

Nur einige kühnere Beobachter mochten in dieses allgemeine Entzücken nicht einstimmen. Die Frau blendet zu sehr! Wohl hüteten sich die Betreffenden, ihre Meinung laut werden zu lassen, und das umso mehr, als der Baron augenscheinlich die größte Verehrung für seine schöne Gattin aufwendete.

Und doch, welche Komödie spielten die Beiden vor den Augen der Welt. Wenige Monate hatten genügt, um einen klaffenden Riß zwischen ihnen herbeizuführen. Das hatte schon am Hochzeitstage begonnen, als Hertha nach der Trauung zu Hause angelangt und die kleine Nellu ihr entgegengeeilte war.

„Du bist kein braves Mädchen — wer darf so etwas thun?“ Und schon zogen sich die kleinen Händchen von der tothbaren, feidenen Robe der Mama zurück, der Willkommensgruß zweier freudig bebender Kinderlippen blieb unausgesprochen.

Aus dieser Episode entstand die erste Versimmung. Hertha ließ es zwar an freundschaftlicher Zärtlichkeit bei der Kleinen nicht fehlen, aber sie ähnelte nur mit ihr, gerade wie mit einem Spielzeug, das man, nachdem man es müde geworden, einfach in die Ecke schiebt. Im übrigen hatte sie überhaupt keine

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

3. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 10. Juni 1904. (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 41.

Zeit, sich als Mutter ihrer erzieherischen Aufgabe zu widmen. Diners, Soireen, Prunk und Amüsement, waren für sie alles.

Der Baron war eine zu latente Natur, als daß er es versucht hätte, Herthas Maximen nach seinen Wünschen umzuformen. Er hatte eben, und diese Erkenntnis drängte sich ihm immer mehr auf, mit dieser zweiten Heirat eine Niele gezogen. Verantwörtungsmäßige Ueberlegenheit besaß er genug, um angefangen dieser Thatsache die Hoffnungen und Wünsche, die ihn in die neue Ehe begleitete, gewaltsam einzusargen. Eines that ihm unglücklich weh, und diesen Schmerz vermochte er nicht zu verwinden — die Zurücksetzung seines Kindes. Kein warmer Strahl hingebender Mutterliebe leuchtete demselben auf dem ersten Lebensweg.

Zu seiner Silbe eines Vorwurfs ließ sich der Baron hinreißen, aber auch kein Schritt zu einer Annäherung erfolgte zwischen den Gatten. Vor fremden Augen dagegen bildeten sie die Verkörperung der vollendetsten Harmonie. Es war dies wie ein stillschweigendes gemeinschaftliches Uebereinkommen.

Nellu sah unter ihren Puppen und hielt Musterung mit ihnen ab. Die fauberen, tadellosen kamen auf die eine Seite, der Rest auf die andere. Für die letzteren mußten neue Toiletten beschafft werden, und diese Frage verursachte der kleinen Puppenmutter nicht wenig Kopfschmerzen.

„Soll ich grün oder weiß nehmen, Lisa?“ Sie wendete sich an die größte, die in einem mächtigen Schleppeid auf ihrem Stühchen saß und je nach Wunsch mit dem Kopfe schütteln oder zustimmen nicken und ebenso die Augen schließen und öffnen konnte.

„Du müßt Dich um Deine Schwestern kümmern — jawohl, dafür bist Du ja auch die älteste. Soll ich wieder alles für Dich thun? Willst Du wieder nichts als spazieren gehen und das kleine Fräulein spielen?“

Lisa schien die Schwere dieser Vorwürfe tief zu empfinden. Sie hielt die Augen geschlossen, und kein Ton entschüpfte ihren rothgestrichenen Lippen. Ihre Zerknirschung und ihre Unfähigkeit, sich zu verteidigen, wandelten Nellus Enttäuschung plötzlich in inniges Mitleid.

„Wir gehören ja doch zusammen, wir beide, und wollen uns auch immer lieb behalten, nicht wahr?“

Sie herzte und streichelte die Freundin, und nun glänzte ihr wieder die ganze Zärtlichkeit, deren ein paar Puppenaugen fähig sind, entgegen.

„Ich habe ja nur Dich allein. Papa hat keine Zeit für mich, unter Fräulein ist fort, und die neue Mama mag nichts von mir wissen. Ich wollte so brav sein zu ihr und sie gern haben, wie Dich, Lisa, — aber sie sieht gar nicht mehr nach mir. Darf das eine Mama? Immer zant sie sich mit dem armen Papa und macht ihm ein böses Gesicht. Und wenn Leute dabei sind, dann lacht sie und ist lustig. Ist das schön, Lisa? Ich werde Papa bitten, daß er die frühere Mama wieder zu uns holt. Die ist immer den ganzen Tag bei mir gewesen, und Abends hat sie sich zu mir ans Bettchen gesetzt, und dann haben wir gebetet zu dem lieben Gott.“

Da umschlangen zwei Arme die kleine Sprecherin und ein heißer Mund preßte sich auf das erstarrte aufblickende Kindergesichtchen.

„Und wenn ich Dich nun gerade so lieb habe — wie die frühere Mama — willst Du dann auch gut sein — zu mir?“

Statt aller Antwort strich Nellu über die thränenfeuchten Wangen Herthas und gab ihr dann einen langen Kuß.

Durch einen Zufall war die Baronin Zeuge der kleinen Szene gewesen, und wie ein schwerer Vorwurf war es da in sie hineingetroffen: aus dem unschuldvollen Kinderlallen löste ihre furchtbare Anlage entgegen. Ein junges Herz tastete und stiebte um Liebe, nach der Mutter. Und sie stand im Begriffe, ein Verbrechen zu begehen, oder hatte es schon halb begangen — und die Gesellschaft mit ihrem betäubenden Wehrtauch hatte ihr geholfen.

Ein verführerischer Taumel durch funkelnde Pracht und lodenden Glanz — abseits, im stillen Winkel ein Kinderbett, verponnen in eine Welt von süßem Schein und sinnigem Träumen, und schon ist ein Schatten über die junge Seele geflossen. Und Hertha fühlte sich auf einmal so klein, so unfähig klein. War das nicht eine andere Welt, in die sie hineinflaucht, lag da auf dem Grunde nicht ein Glück, das echt und rein wie Gold ihr sanft entgegenleuchtete? Eine hehre Weiße taum über sie: sie wollte groß werden, größer als ihre Schuld.

Der kleine Friedensengel hatte ein Wunder gewirkt. Wie ein großer Festtag ging es durch das Haus.

Baron Postrom wollte seinen Augen nicht glauben, als seine Gattin bei ihm eintrat, das Kind mit verklärtem Antlitz an ihre Brust schmiegt.

Demüthig, wie eine Bittende, stand sie vor dem Manne, der ihr seinen Namen, seinen Reichtum, allen Glanz und Luxus des Lebens geschenkt, nur nicht sein Vertrauen. In ihren fliehenden Augen lag ein heiliges Versprechen, mehr als alle Worte ihm hätten sagen können.

Schluchzend in überströmendem Glücksgefühl sank sie in seine Arme.

Der erste Schultag.

Novellette von Max Grad.

„Haben Sie's schon gehört? Der Schnaderl kommt in d' Schul!“

Von der Spatenbrauerei bis mindestens zur Basilika ahmte die gefamte Karlsruher auf. Aber die Mutter Schnaderls — eigentlich heißt der holde Sprohling „Hjazinth“, denn kein Name hatte die Eltern kein genug gedünkt — sitzt mit rothgeleiteten Augen in der Melkerei, worin alles vor appetitlicher Sauberkeit blinkt. Von Zeit zu Zeit fällt eine Thräne auf das volle, von hellem Rottan prall umspannte Mutterherz oder auf einen Waden feinsten Tafelbutter, wenn nicht gar in einem bligenden Kübel voll frischer, unverfälschter Milch.

„Ja, mein Gott — Frau Oberhuberin, was haben Sie denn nur grad?“ Die Melkerei-Besitzerin Frau Oberhuber bricht laut in heiße Thränen aus.

„Was ich hab? Eine Sünd' und eine Schand' ist's. Zwingen thun's einem, daß man seine armen, leibeigenen Kinder zum Schinder führen muß. Jetzt muß er richtig in die Schul! — unser armer Schnaderl!“

Der große Muttermerz läßt ihr den Seufzer der Erleichterung entgehen, den die nahe wohnende Kundschaft ausstößt.

„Ja, aber ich bitt' Sie, Oberhuberin — das muß halt doch sein; ich mein', der Schnaderl hat so schon im Frühjahr Dispens' g'habt. Er is ja schon sechs und a halbes Jahr alt!“

„Mein armer, armer Bub!“ schluchzt die andere.

„Das is mir doch einmal 'dumm!“ murmelte die Nachbarin. Helle Zornesröthe steigt ihr in die Wangen. Dröcklich aufgeregt, packt sie die Dillen mit Mehl und Gries und die „Hafeln“ voll Rahm und Schmalz in ihren Korb.

„Ich mein, Sie sollten sich selbst trösten — wär' schon geheimer! Adje, Frau Oberhuber!“

Die Labentür fällt ganz besonders schmetternd ins Schloß, wie in hellem Zorn klingelt scharf die schrille Glöde daran.

„Das wird dem Lausbuben einmal g'und sein, dem infamigen!“ sagt draußen laut die Kundin.

„Is't kein allzu großes Wunder, daß diesen Leuten die Aussicht, der kleine Hjazinth Oberhuber komme nach den Ferien in die Schule, wie eine Art himmlischen Geschehens dünken will. Hätzn Thiere die Fähigkeit, die Worte der Menschen zu fassen, sämmtliche Hunde, Katzen, Papageien, etwaige Hühner, bis herunter zum harmlosesten Kanarienvogel, alle würden in die Freude einstimmen. Ist doch dem unternehmungslustigen Schnaderl nichts zu gering als Objekt für seine schlechten Streiche.“

Von den Eltern als „Einziger“ mit Affenliebe vergöttert, ist er stets von allem umgeben, was ihm der behäbige Bürgerrechtsthum nur immer beschaffen kann. Schönes Spielzeug, gute Kleider, die kostbarsten Bilderbücher, alles wird verborgen und zerföhrt. Nur eines macht noch auf Schnaderl Eindruck — die unbeschränkte Freiheit. Er, der „Kleine“, ist der Hauptanföhrender der gesamten Gassenbubenjugend der Nachbarschaft, wenn's gilt, irgendwelche „Unternehmungen“ auszuführen. Aber auch im Erfinden selbstständiger, genialer Spiele meist zur Dual des lieben Nächsten, ist Schnaderl groß.

Kaum hat die goldene Sonne, zum ersten Male wieder länger andauernd, Herrn Privatier Ruderer verlohrt, an dem blumengeschmückten Fenster seines Vorderzimmers den Nachmittagstee zu nehmen, da taucht im rastlosen Hirt des „angenehmen“ Nachbarindes schon ein neuer teuflischer Plan auf.

Als echtes Mäucher Kind, stets die Taschen voll „Schuffen“ — wie man in Bayern die Murren nennt — findet er, daß diese, während seine Spielgefährten in der Schule weilen, zu viel der Ruhe pflegen.

„Kling“ schmettert zur Eröffnung einer kleinen Belagerung, der erste

Schuffen gegen die Spiegelscheibe des Partresfensters. Es war aber nur ein minimales Geschloß gewesen. Herr Ruderer, der zwischen dem ersten und zweiten Schloß ein Niderchen macht, fährt in die Höhe.

„Der infame Fraß da, natürlich wieder der Melberin ihr Schnaderl!“

Aber der beabsichtigte Verhüthungstropfen, der der alte Herr gönnen will, erreicht nicht die dürstenden Lippen „Klingling schmetterndens“. Ein kleines, kreisrundes Loch im Fenster, die schöne Tasse in Scherben, und Herr Ruderers Finger verbröhlt!

Der nun folgende Standal, die Unternehmung wie endliche Ueberführung des Missethäters haben zwar zur Folge, daß Frau Oberhuber Herrn Ruderer eine neue, wundervolle Tasse schenkt, worauf in Gold „Dem Hausberren“ steht und zwei schneibende Täubchen nebst einer Guirlande der ergöttesten Märchenblumen gemalt sind. Im übrigen aber scheint er keine strafende Rückwirkung auf den Sünder nicht sich gezogen zu haben. Wenigstens streckt Schnaderl seine spitze Gassenbuben-Nose noch genau so frech und unternehmungslustig in die Luft wie vorher, und seine Taschen plagen fast vor der Ueberfülle glänzender, neuer, farbiger Schuffen.

„Ma muach doch so einem kloanen Kinderl auch a bissel a Freud' gönnen!“

Und der große, so gemischte Geföhle erregende Tag kommt!

Ueber Frau Oberhubers auf's neue beströmtem Antlitz wiegt sich ein pompöser Hut neuester Mode mit reichlichem Federbusch, als sie in höchst eigener Person das unglückliche „Döfer“ zur Schule bringt. Schnaderls Toilette ist in ihrer Pracht gar nicht abzugeben himmelschreiend. Es scheint fast, als hätte seine Mutter, indem sie das ganze Füllhorn ihres ungeläuterten Gehirns über den Sohn ausgöht, ihm von allem irgend etwas Herrliches gönnen wollen. Mit Stolz schielen die schlauen grauen Augenlein Schnaderls nach der wehenden Spitze der langen Hafenseder seines neuen Anzuges, während seine zwar mühsam, aber doch immer nur mangelhaft gereinigten Hände den dunkelblauen Sammtanzug betasten. Ein weiß und goldener Matrosenträger, dem noch ein weiterer, geföhrtter Kragen, sowie eine brennrote Seidentravatte höchst unnöhig beigefügt sind, vervollständigen den Anzug. Die Beine hängen in bunten Schottenstrümpfen, hellgelbe Strandschuhe schmücken die Füße.

Kaum ist an der Ecke der Luffenstraße, nach kummervollem Abschied, die imponierende Gestalt der schützenden Mutter verschwunden, da wird Schnaderl's Tapferkeit auch schon auf's lebhafteste herausgefordert.

Mehrere Kameraden verfolgten ihn, seines Anzugs halber, mit den aufreizendsten Spottreben.

„Ah — Ah — den schaut's an — den dummen Hanswürsten da. Der geht glei jetzt schon Rastkera!“

Schnaderl fällt dem Herrn Lehrer gleich auf's Unangenehme auf. Während der ersten und einzigen Stunde, die ohnehin nur dazu dient, die kleinen A-B-C-Schühen im allgemeinen in die kommenden Pflichten einzuweisen, weiß Schnaderl die ganze Aufmerksamkeit des Lehrers an seine Person zu fesseln. Seine Taschen scheinen bis zur Unerfüllbarkeit mit Schwarten gefüllt, die ein endloses Streitobjekt zwischen ihm und den lusternen Nachbarn bilden. Kein Mahnen, keine Drohung fruchtet. Das Mutterföhnen ist ja gewöhnt, zu thun und zu lassen, was ihm beliebt. Immer ungezogener wird sein Gebahren. Er knufft seinen Vordermann ohne allen Grund, wirft mit Speiseresten nach den bunten Anstauungstafeln an der Wand — und — selbst die verweiderteste Vorbadtrange entsetzt sich — er buzt sogar den Herrn Lehrer! Es ist auffallend, welsch' grohartige Langmuth dieser Pädagoge aber gerade dem Unartigsten züthel werden läßt! Wie Schnaderl einfach hohnvoll herausplagt, als Herr Müller die Schüler ermahnt, doch auch anständig zu sprechen, zum Beispiel nicht immerzu „net“ statt „nicht“ zu sagen, überhaupt die schöne deutsche Sprache nicht gar so graufam zu mißhandeln, da reißt doch die Gebuld des Schwergedulften. Mit lächnem Griff, der einige Lebung verdröhrt, faßt er Schnaderl beim Kragen und zieht ihn wie ein junges Hündchen aus der Bank. Ein dunkler, äußert unheimlicher Raum empfängt sofort den Sünder; sein Toben aber, wie endliches reuelloses Schluchzen und Bitten verhallen ungehört.

Die Aufregung im Hause Oberhubers über den mißhandelten Sohn ist ungeheuer und verspricht die weitesten Kreise zu ziehen. Der Vater, welsch' sich sonst selten überhaupt etwas zu sagen getraut, wie die Mutter

leschließen unisono, den „Schinder“, den „Küpel“ von Lehrer beim Ministerium anzuzeigen. Schnaderl erföhrt denn auch durch seine „weisen“ Eltern, daß Schule wie Lehrer nur dazu da seien, die armen Kinder um alle Jugendsfreuden zu bringen und sie auf alle Arten zu peinigen!

Auf dem kleinen Spitzbubengesicht aber liegt ein neuer Ausbruch. Gedröhrt, aber dennoch mit einer gewissen Ueberlegenheit streift sein Blick die schimpfenden Eltern. Von den zu seiner Tröstung bestimmten Süßigkeiten beröhrt er nichts. In ihm steht ein junger Philosoph, der mit unumstöhlichen Thatsachen zu rechnen weiß.

Zur maßlosten Ueberstachung tritt am folgenden Morgen Schnaderl im einfachen Anzug, ganz zur Schule geröhrt, vor seine Mutter.

„Woah Mutter, der Gscheitere gibt nach. 's nützt ja doch alles niz; und wird höchstens halt wieder eing'sperrt!“

In der Schule schleicht er de- und wehmüthig, den Daumen im Mund, zum Herrn Lehrer. Zögernd, unter aufsteigenden Thränen, stöhrt er: „Herr Lehrer — brav will ich jetzt werden!“

Dann schaut er schüchtern empor und fügt treuherzig hinzu: „Alles hab' ich mir gemerkt. Still muß ma sein, „Du“ derf ma net zu Dir sag'n, und „net“ sagt ma auch net!“

Gewonnen und doch verloren.

Humoreske von Hugo Maro.

Fräulein Eulalia gehörte nicht zu jenen alten Jungfern, denen das Loos, einsam durch's Leben gehen zu müssen, unerschuldet zugefallen ist. Nein, Eulalia war in ihrer Jugend Mäusenzeit ein vielumwobenes Mädchen gewesen. Aber der Hochmuthstempel hatte sie geplatzt; kein Bewerber war ihr gut genug, mit allen hatte sie nur totgethört, jeden schließlich spöttisch abgewiesen. Sie hatte, wie man zu jagen pflegt, auf einen Prinzen gewartet.

Und darüber war im Auge der Jahre aus der jungen eine alte Kofete geworden.

Aber nicht nur die Männerwelt mochte von ihr längst nichts mehr wissen, auch in ihrer Verwandtschaft hatte Eulalia sich durch ihr mürrisches, biffiges, säuerliches Wesen, wie es sich bei einer gewissen Spezies später Mädchen oft herausgebildet, alle Sympathien verlohrt.

Besonders mit ihren jugendschönen, von Verehrern umschwärmten Nichten stand die von Reid und Mißgunst erfüllte Eulalia auf offenem Kriegsfuß.

„Pah“, rief sie den jungen Damen oft höhnlisch zu, „ich bekäme ja heute noch eher einen Mann als Ihr, wenn ich nur wollte!“

Natürlich nahmen die jungen Mädchen auch jede Gelegenheit wahr, die unliebenswürdige Tante zu foppen und zu necken.

Eines Tages sah Fräulein Marie am Fenster und blickte auf den großen Platz vor dem Hause hinaus. Es regnete in Strömen, und auf dem leeren Trottoir sah man fast alle die eilig dahinhastenden Passanten mit einem Regenschirm bedeckt.

Blöhlich wandte sich Fräulein Marie vom Fenster zu der im Hintergrunde wehenden Tante und bemerkte in spöttischem Tone: „Was meinst Du, Tante, wenn Du bei diesem Unwetter ohne Regenschirm ausgehst, würdest Du wohl kaum ein Herr finden, der Dir seinen Schirm anböhte.“

Gereizt fuhr Eulalia empor: „Ach, was das jung' Ding denkt! Wetten will ich mit Dir, daß ich mich nur einige Minuten schutzlos dem Regen aussetzen brauchte, um alsbald einen Schirmträger an meiner Seite zu haben!“

„Gut, Tante, wetten wir!“ rief Fräulein Marie eifrig, „Du gehst also eine Viertelstunde, meinetwegen eine halbe — ohne Schirm auf dem Trottoir auf und ab; natürlich in meiner Sejmweite, der Kontrolle halber. Hat Dir innerhalb 30 Minuten Niemand einen Schirm angeboten, mußt Du mir eine Auktionsteilnahme geben; fündel sich ein galanter Ritter, trage ich die Kosten des Wettobjekts.“ — Du zögerst? Saha, natürlich, Du weißt, daß Du die Wette verlieren würdest!“

Und Fräulein Marie fündelte und reizte die Tante, bis sie schließlich trübenbrannt Straßentölkete machte und in den Regen hinausfuhrte. Mit größter Spannung beobachtete die Nichte vom Fenster die Entwicklung der Dinge.

„Zehn, zwanzig Minuten verdingen; die Tante befand sich bereits, pubelnd, in einem bedauernswerthen Zustande, doch geföhlos eilte jeder Schirmträger

nach einem prüfenden Blick in ihr Gesicht vorüber. Fräulein Marie triumphierte. Diese Blamage für die Tante! Da, unglaublich! — eiligen Schrittes näherte sich der Durchwöhnte, sie von rückwärts überholend — ein Schirmträger. Es war ein blutjunges, geschneigelles und gebeltes Herrchen, kaum 19 Jahre alt, das von der Erweisung des Ritterdienstes wahrscheinlich die Einleitung zu einem galanten Abenteuer erhoffte.

Noch hatte er Lantes Gesicht nicht gesehen, jetzt stand er neben ihr, lästete den Hut — Verbeugung.

Kaum aber erblickte die Tante, welsch' schon alle Hoffnung, die Wette zu gewinnen, aufgegeben hatte, den rettenden Parapluie, als sie im Ueberstchwang der Freude und des Triumphes selbstvergessen unwillkürlich mit beiden Händen den Schirmgriff ergriffte, als wollte sie sich vergewöhnen, daß kein holdes Trugbild sie foppte.

Im nächsten Moment aber geschah etwas Unerhörtes: Föhmlisch rutschte pralle der Jüngling — aus allen Himmeln gerissen — zurück, als er jetzt das Gesicht der Dreißigjährigen voll erblickte. Einige Sekunden rastlos Schwankens — dann rückte er in topfloser Verwirrung schleunigst davon, seinen Schirm in den Händen der wie versteinert dastehenden Dame zurücklassend.

So hatte die Tante ihre Wette formell gewonnen und doch — verloren.

Ein Wiedersehen.

Am Abend des 16. August 1870, als an der Straße nach Jarmy auf der Höhe von Velle für Yron der Zusammenstoß der französischen und deutschen Reitermassen erfolgte, geröhren die Lanciers der französischen Gardebrigade und die Hannover'schen Mannen hart aneinander. Ein preußischer Offizier und ein baumlanger Lanciermähmeister geben auf einander los, und im Vorbeireiten schießt der Offizier seinen Gegner vom Pferde herunter, erhöhrt aber im selben Augenblick von dem Lancier einen wuchtigen Hieb über den Kopf, der ihn ebenfalls aus dem Sattel wirft. Acht Jahre darauf wird der Hannover'sche, der von seiner schweren Verwundung hergestellt werden konnte, so wird der „Frankf. Jtg.“ geschrieben, zur Manöverzeit in einem lothringischen Ort einquartiert. Als er seine Wohnung auffucht, tritt ihm sein Quartierweh, ein Steuereunehmer, zur Bewillkommung entgegen. Die beiden Männer sehen sich an und prallen schier erschrocken zur Seite: es sind die ehemaligen Gegner von Mars-la-Tour, von denen jeder „a apbern längst todt glaubte. „Wo lange darauf sehen die im Ortsgasthof versammelten Offiziere verwundert ihren Kameraden Arm in Arm mit dem Einnehmer erscheinen. An jenem Abend wurde die so eigenartig begonnene Kameradschaft nach Gebühr geleiert.

Ein Adler.

Herr: „He, Drohste, anhalten!“ Professor: „Na, hören kann die Dorschte nicht, mein Kutscher, da müssen Sie schon dem Rosselenter zureufen!“

Reisepötkel.

Chef: „Man darf nicht immer zeigen, daß man klüger sein will, als der andere.“ Buchhalter: „Erlauben Sie, Herr Prinzipal, Ihnen gegenüber zeige ich das nicht!“

Protokoll.

Befannter: „Nun, wie föhlt sich denn Ihre Frau, seit sie verheiratet ist?“ Professor: „Aber erlauben Sie, mit wem sollte denn meine Frau verheiratet sein?“

Der Bier-Geliche.

„Mit mehr als ein's Wirthshaus soll ich gehn? Ich bleib einfach immer die Ecke vom Tag vorher schuldig, — dann bin ich „moralisch verpflichtet“, zu kommen und meine Schulden zu zahlen.“

Supperbel.

Chef (zum Buchhalter): „Müller, das dauert aber stets höllisch lange, wenn Sie eine Priße nehmen, da wäre es ja fast angebracht, wenn Sie immer gleich um Schnupfurloß einkämen.“

Ein fideles Haus.

„Weshalb kannst Du den Müller nicht lieben? . . . Es ist ja wahr, er pumpt alle Welt an — aber er ist doch ein fideles altes Haus!“

Zurück die Blume.

„Was, Sie wollen Schauspieler sein, und exerzieren so schlecht, nee, das glaube ich nicht; und wenn Sie wirklich Schauspieler sind, da haben Sie doch bloß den Stier von Uri gespielt.“

Bessere Chancen.

Frl. Snappe: „Solche Angst haben Sie, Ihr einen Heiratssantrag zu machen? Versuchen Sie's mal per Telephon.“

Herr Timid: „Da weiß Sie aber vielleicht nicht, wer ich bin.“ Frl. Snappe: „Das kann Ihre Chancen bloß verbessern.“